

„Meer, diesiger Himmel, die  
Schreie des Regenpfeifers,  
man sagt, du bist tot, Gott...“

So beginnt ein Gedicht von Rudolf Otto Wiemer.

Es fängt ganz die Stimmung zu Beginn unseres Evangeliums ein: die Trauer, die Leere,  
das Gefühl der Vergeblichkeit, das sich unter den Jüngern breitgemacht hat.

„Meer, diesiger Himmel, die  
Schreie des Regenpfeifers,  
man sagt, du bist tot, Gott...“

Und dann weiter:

„...hier glaub ich´s, bei leeren Netzen,  
du kommst nicht mehr übers Wasser,  
wir müssen den Fisch ohne dich essen,  
trocken das Brot der Fünftausend – „

In der Depression dieser Zeilen schwingt die Erinnerung der Jünger mit:

Aufbruch, Gemeinschaft, Erfolg, die Nähe des Herrn in der Gefahr, das Wunder  
des miteinander geteilten Brotes...

Doch nun: aus und vorbei... Zurückgelassen und allein... Leere Netze...

Vielleicht sitzt uns die resignative Stimmung des Gedichtes manchmal sehr nah:

- gerackert, geschuftet ein Leben lang – und dann rausgeschmissen...
- miteinander gelebt, geliebt – und plötzlich allein am Tisch...
- geglaubt, gebetet, in die Kirche gegangen – und die Kinder lassen den lieben Gott einen  
guten Mann sein...
- sich eingesetzt, engagiert, alles gegeben – doch Undank ist der Welten Lohn...

Vielleicht kennen Sie solche diffusen Gefühle von Vergeblichkeit und Gottesferne:

„...man sagt, du bist tot, Gott,  
hier glaub ich´s, bei leeren Netzen...“

Das Tröstliche dieses Gedichts liegt bereits darin, daß es die Traurigkeit und Resignation  
ausspricht: ja, so ist es!

Doch bleibt es dabei nicht stehen.

Es findet sich nicht damit ab, daß es das jetzt gewesen sein soll.

Ganz feinsinnig sucht es trotz allem nach Gott und erwägt die Möglichkeit, er könne in der  
Nähe sein:

„...wir müssen den Fisch ohne dich essen,  
trocken das Brot der Fünftausend – „

Und dann – nach einem Gedankenstrich:

„...warum nur mustere ich die frischen  
Spuren im Sand, unruhig, als wärest  
du  
eben vorübergegangen?“  
Wie ein Hauch, diese Zeile! Die Ahnung einer Anwesenheit!

Das gesamte Gedicht – eine gefühlvolle Fußnote zum Evangelium.

Noch einmal im Zusammenhang:

„Meer, diesiger Himmel, die  
Schreie des Regenpfeifers,  
man sagt, du bist tot, Gott,  
hier glaub ich`s, bei leeren Netzen,  
du kommst nicht mehr übers Wasser,  
wir müssen den Fisch ohne dich essen,  
trocken das Brot der Fünftausend –  
warum nur mustere ich die frischen  
Spuren im Sand, unruhig, als wärest  
du  
eben vorübergegangen?“ –

Die Frage am Schluß lenkt den Blick behutsam auf die sich anbahnende Begegnung der Jünger mit dem Auferstandenen.

Und der geht nicht nur vorüber. Er zeigt sich:

„Als es schon Morgen wurde, stand Jesus am Ufer.“

Er kommt in die Vergeblichkeit seiner Jünger und gesellt sich zu ihren leeren Netzen:

„Meine Kinder, habt ihr nicht etwas zu essen?“

Gott – doch nicht tot? Den Fisch doch nicht ohne ihn essen müssen?

Das Netz auf der rechten Seite auswerfen, auf der Seite des Lebens – nicht aus eigener Kraft, sondern auf Sein Wort hin. Da reift die Erkenntnis: es ist der Herr!

Ein wärmendes Feuer, darauf Fisch und Brot.

Den Fisch mit ihm essen, das Brot mit ihm teilen dürfen:

Der Auferstandene ist dort zu finden, wo die Jünger allein nicht weiterwissen.

Manchmal geht es auch uns heute so: wir kommen allein nicht weiter.

Wir sind bedrückt vom Gefühl der Vergeblichkeit. Unsere Netze sind zerrissen und leer.

Gerade dann wünsche ich uns die Ahnung des Auferstandenen.

Gerade dann wünsche ich uns den Mut, seine Nähe an den Ufern unseres Lebens zu suchen:

„...warum nur mustere ich die frischen  
Spuren im Sand, unruhig, als wärest  
du  
eben vorübergegangen?“